

Jungfer Therese

Erzählung von Heinrich Federer

(Schluß)

Johannes ist zäher als man glaubt. Er rang sich fast allein bis zur Kutsche hinauf und, als er ins Polster fiel, schloß er die Augen immer noch nicht und faul nicht in Schlaf oder in dunkle Ohnmacht, sondern suchte dankbar das Gesicht Therese in der Dunkelheit zu erkennen. Aber er sah nur etwas Holzgerades, Zeiles, wie einen Felsen neben sich, und Doktor Allwirth zeigte nur seinen breiten, johlenden Rücken vom Hof her. Aber wenn es vom Himmel züngelte, dann merkte er im großen, hurtigen Wilsicht, daß Therese noch das gleiche stramme Gesicht hochhielt, jetzt in den hundertjährigen und trachenden Himmel, wie sonst in die kleineren Unebenheiten unseres Erdreiches, diese außerordentliche unvergleichliche, diesseits und jenseits der Alpen mächtige Jungfer Therese.

Sie wachte ihn schlafend und erzählte in ihrer ungeheuren Nachsichtigkeit dem Doktor mit Wind und Regen überhörender Gewalt, wie der Mediziner ihr nach langem, stürmischem Lärmen endlich die Haustür aufmachte, wie er sich wehrte und spreizte, wie sie mit dem Bischof und fogar mit dem Papst zu Rom drohte, von einem zum andern würde sie ihn verlegen gehen, und wie sie dann die Bankheine hinlegte, fünfmal einen großen, schönen Tausender, fast all ihr Spargeld. Das war ihr letzter Trumpf. Und als er die Papiere sah, da zitterte der Mediziner wie ein Baum, der durch und durch getroffen ist und im Ruhsitzen muß. Ja, über diese elenden fünf Papierfetzen ist der große Schwäger gefallen. Er steckte sie hurtig ein und sprach: „Gut, schickt morgen einen Wagen und holt das Zeug! Meinweges schon heute nacht!“

Aber sie wollte das schriftlich von ihm haben. Und dreimal, wie er sich auch drehte und wand, mußte er den Fettel neu verfassen, daß er alle fünftausend Franken zurückgeben müsse, wenn er je eine Silbe vom Manuskript lo oder so verlautes lasse. Auch das Manuskript des Kaplans mußte er ihr sozlig auständigen. Sie hielt ihn fest in der Schraube, bis alles im Reinen war, und mit Schlangen muß man tun wie eine Schlange.

Dann schickte sie den Doktor aus dem Bett. Denn sie war dem Kaplan auf der ganzen Strecke nirgends begegnet. Er mußte also die Abführung gemacht haben. — Bei solcher Nacht! Und kam nun im Tadel nicht weiter und war in Gefahr! Der Doktor mußte darum mit dem Wägelchen die Straße befahren, sie aber ging schlafend und schreud die Wildnis hinunter und jenseits hinauf. Und da haben wir ihn! — Aber wahrhaft, nun nie eine Abführung mehr!

„Nein, niemals!“ flüsterte Johannes. Er fühlte sich unfähig wohl in dieser lieben Kutsche da. Aber, darnach im warmen Bett seines Zimmers würde er auf einmal die schweren Jante der letzten Tage am ganzen Leibe. Jetzt erst wickelten Krot und Nive durch sein Fleisch und Gebein. Allwirth hatte mit stuger Offenheit nach der Unterthuma: „Aber du hast eine schwere Brandtits und eine noch schwerere Prunselfentzündung. Und es könnte an die Lunge gehen — wenn wir nicht wieder aufpassen. Aber wir passen auf nicht wahr!“

„Na, Herr, ich will wieder aufpassen“, lübelt Johannes aus den Ziebern. Darauf wurde er von einem heißen Widel in den anderen geschlagen, die ganze Nacht und am nächsten Vormittag auch noch. Dann gab es eine kleine Pause. Die Dite war gekümmert, das Trüden und Stechen in den Seiten hatte nachgelassen, aber Johannes fühlte sich zu Tode matt. Um die Vesperzeit schlummerte er zum erstenmal leicht ein.

Doch da weckt ihn ein Lärm. Er hört ein großes, lautes Röll vom Dorf herauf. Die Blechmusik spielt mit zündend hellen Trompeten einen Perademarsch. Und das Summen

und Rauschen wächst. Und hoch, da fällt der Holzstoppel auf die Turndiele. Ah, die große Glocke hängt an zu brammen. Und alle anderen Glocken spielen ringsum, wie mit einer mächtigen Altänglerin kleine und große stunder trillern. Das ist der Einzug des Pfarrers. Um diese Zeit kann er von der Station sein. Willkommen, willkommen, lieber Pfarrer. Wie froh bin ich, daß der Vater wieder da ist. Der Bub hat's allein nicht machen können. Er ist ungebärdig geworden, hat sich übernommen und ist gestürzt. Regiere jetzt du wieder! O ich will gern folgen, hundertmal lieber, als noch einmal wie ein Tor regieren. . . .

Sich, wach ein Gefösel! Jetzt ist der Pfarrer auf dem Platz. Janob, und ihm zur Kirche zu führen, die treue . . . und der Verweiser, der liebe, . . . und alles Volk. Und ich allein bin nicht dabei. Das ist die Strafe. . . . O wie schön wäre es gewesen, den großen Mann zu hollen und ihn durchs jubelnde Dorf, vor allem durch die lachenden Kinder hinauf zur Kirche zu führen, die nun glücklich beendigt sind, und ihm die Materien zu zeigen, die nun glücklich beendigt sind, und ihm zu sagen: Nun geben Sie uns den Segen! Wie einst bei seinem Einzug der Pfarrer zu ihm sagte. — O wie hart ist es, hier im Bett zu liegen!

Jetzt wird es still auf dem Platz, sie sind in der Kirche. Unklar und verworren dringt die Orgelmusik bis ins Kaplanzimmer. Jetzt sieht der Pfarrer wieder die ganze Herde beisammen. Wie hat er darauf die Stunden gezählt! Jetzt stimmt er an: Großer Gott wir loben dich! . . . Hord, hord! Wie das brannt, wie das stürmt! Keine Orgel hört man mehr. Genau wie damals, als ich einzog!

Dem Kaplan ist es, er sonag erit heute an, Seeforger zu werden. Heute sei sein erster Tag. Das Vergangene sei ein miktatener Versuch gewesen. Aber jetzt weiß er, wie man es macht. Auf dem geraden Wege! Auf dem Wege der tüchtigen Vorgänger. Nicht auf Abfirtungen, nie mehr auf diesen heillosen Abfirtungen!

Nun schweigen auch Gesang und Orgel drüben in der Kirche. Eine Zumbel klingelt. Das ist der Segen, der erste Segen des Pfarrers in seiner Heimat. Johannes stützt sich in den Kissen auf und macht ein großes Kreuz über sich. Ah, sieh da, er ist ja nicht allein. Am Gesimse steht Ottilie und lauscht auf jeden fernem Ton. Sie weint leise. So ist das ganze Ding nun einmal meinen und immer weinen, vor Angst, vor Freude, vor Hoffnung, vor Leid, beim Wiedersehen und beim Abschied, bei einem harten Wort und bei einem lieblichen Gebet, bei einer starken Predigt und bei einem süßen Musikzieren, weinen, das ist ihr Reden, ihr Ja und Nein.

Gern wäre sie auch jetzt dort drüben, beim ersten Pfarrfeindgruß mitgrüßend dabei! Aber nein, vorerit gehört Therese ans Zeit. Nein, sie lieh es sich nicht nehmen, hier beim Kaplan zu wachen, auf daß Jungfer Therese zur Station mitkommen kann. Ein wenig geklen ja alle Kränge und Trompeten auch ihr. — Das haben sie gestern im Dorf allum gesagt.

„Was ist das?“ hauchte Johannes aus der Decke. — Man hörte wieder ein unzähliges Holzschubgatrappel und Summen und Reden und von der jüngeren Welt trohe Pfliffe und laute, lachende Wörtlein. Und es kommt näher, schwillt gegen die alte Kaplanei an wie eine Flut.

„Ottilie, was ist nun das?“ Die Pfarrköchin hat sich nun in stiller Freude hinter das Vorhänglein gekümmert, aber stibigt einen Ausquid um den andern durch die löse Stickeri. — „Der Pfarrer, der Pfarrer“, jubelte sie, „da kommt er. . . . O wie mager ist er! . . . Aber schon hat er wieder die roten Waden und das prächtige volle Haar hat er auch noch! Mir ist, es sei silberiger geworden! . . . Der schöne, schöne Herr! . . . Herr Kaplan, der Pfarrer kommt mit allen seinen Volk.“ — Und sie weiß nicht, soll sie zur Stiege entgegenspringen

oder schon hier niederknien und warten oder am Kaplaneibett stehen, was soll sie? Was soll sie auch machen? — Zudem vernimmt man hier oben sehr deutlich ein lautes Pfl! pfl! aus allem Gewoge wie einen Pfeil schwirren. Und dieses Pfl! pflanzt sich fort wie ein Wind über hundert spitze Kräger. Alles macht St, ist! — Und der Kaplan hört die warme, tiefe Stimme des Pfarrers sagen: „Seid ruhig, unser hochwürdiger Herr Kaplan ist schwer erkrankt!“

Da ist es plötzlich totentill. — Welch gute Leute! Schon wird es naß in Johannes grauen Augen. Jetzt traden ein paar Schritte die Stiegen herauf, zwei Türen gehen auf und zu. Der Pfarrer schreitet herein, hinter ihm Therese. Der Verweiser leise zuleht.

„Griß! Gott, mein lieber, lieber Kaplan!“ rücht der weißhaarige Mann und drückt dem stranken die Hände zwei- und dreimal und blüht ihn lange froh und wehe an.

Johannes will aufstehen, aber es geht nicht. Er will reden, das ist ganz unmöglich. Er reicht nur die Hand und läßt das reiche, linde Wasser aus den Augen rinnen. „Ich habe Ihnen eine tüchtige Medizin aus Rom mitgebracht, nicht bloß den Segen vom Heiligen Vater . . . noch etwas anderes . . .“ — Der Pfarrer wickelte ein Pergamentpapier auf und ein gepreßter Olivenzweig kam hervor.

„Das Läubchen da hab' ich vom Grab des Torquato Tasso gepflückt. . . . Sie sind ja auch ein Dichter. Das macht Ihnen wohl Freude, nicht?“

Er legte das Lästchen aufs Bett des wortlosen, still weinenden Kaplans. — Das also war der verbanerte und verarbeitete Provinzpfarrer! „Und wenn Sie wieder gesund sind, so dichten Sie uns auch so ein Tassoliedchen, nicht wahr? . . . So etwas von einem kleinen besetzten Jerusalem. Neben pad's ja einmal und macht ihn krank und gefangen und bringt sein kleines Städtchen in Angst und Bangen . . . und jeder haut's durch mit dem lieben Gott und . . . mit so einer gewaltigen Gelferin!“ — Cyrillus zeigte auf Jungfer Therese, deren Wille blühte vor Mut und Lust, auch noch dieses zweite Jerusalem zu befreien.

„Herr Pfarrer, es geht schon ein wenig besser“, warf sie ein, während sie mit Wohlgefallen ihren neuen Patienten betrachtete, „das Fieber ist beinahe verschwunden, der Puls geht regelmäßig und . . .“ fügte sie lächelnd hinzu, aber so recht wie ein Schalk zum Kranken hinunter hin zu. „auch der Nervus constrictus.“

„Ist tot!“ lispelte Johannes mit großer Anstrengung. Der Pfarrer ging auf so ein gutes Bulletin hin ans Fenster und rief hinunter: „Liebe Leute, unser Kaplan geht es schon besser. So zieht ruhig nach Hause und laßt euren Kleinen beim Nachtgebetein, daß sie ihm eines ihrer hübschen,

unschuldigen Vaterunser schenken!“ „Es geht besser!“ — Brang! — „Neht so!“ schreit es unten hin und wieder. „Herr Kaplan, recht gute Besserung!“ ruft einer. Diese Stimme! — das ist der Biße im Schulrat.

„Gute Besserung!“ brüllt jetzt ein Dausen wilder Buben. Da zwischen ein großes zufriedenes Volksbrummen und ein paar Warner: „Pfl! Nicht so laut! — Gute, gute Besserung!“

„Sehen Sie, welch ein liebes Volk, da muß man ja gesund werden“, spricht der Pfarrer in die Kammer hinein. Dann winkt er aber mit der Hand übers Gesimse hinaus und lächelt so schelmisch, wie es nur rosbadige, greife, behagliche Pfarrherren vermögen.

Da hängt es an, unten an der Pfarrkirche, damit es nicht so laut wird und etwa zu stark aufregt: die Blechmusik spielt!

Es ist eine alte Radweiser Weise. Schon die Uragroßväter mußten nicht, woher sie stamme, nur daß sie hier noch allein dabeim ist. Sonst kennt sie kein Dorf und kein Gemeindevolk, und der Radweiser Organist hütet die vergilbte Partitur wie ein Drache, ich kann's nicht anders sagen. Diese Melodie! Nicht Jodel, nicht Tanz, nicht Marsch und doch von allem etwas und Klingt immer feiertäglich. Am Gallustag und am eidgenössischen Vettag und an Datern, wenn man endlich wieder die Glocken läuten darf, spielt man diese seltsame Weise. Seit geschicht's als großartige, ehrende Ausnahme. Man möchte sagen, es sei halb Volkslied, halb Psalm, warum man das Stück in der Kirche spielen kann, aber auch auf dem Schießplatz und an der Dorfsilbi. Es wagt jetzt auch sehr gut vor die Fenster eines schwerkranken Kaplans.

Alles, was Ohren hat, drinnen im Haus und auf der Gasse, horcht auf die alte, milde Musik. Der Kaplan faltet die Hände. Ihm ist's Gebet. Aber Therese lächelt ihn durch ihre gewaltigen Pfäfer mit einer sonderbaren Bosheit an. Hat sie am Ende auch das noch eingefädelt.

Da fällt dem Johannes ein, wie er so oft gesagt hat, seine schönste, irdische Eitelkeit wäre, wenn man ihm einmal nach einem besonders glotreichen Streich Musik machen würde, so wie man dem Bischof in seiner Pfalz oder dem Bundespräsidenten vor dem Palast zu Bern oder einem General mit großen, tapferen Karben auf Holz und Blech ein Spiel auführt. Wenn man ihm das täte, dann hätte er nichts Jetzt ist unshörbar, aber so recht wie ein Schalk zum Kranken hinunter hin zu. „auch der Nervus constrictus.“

„Ist tot!“ lispelte Johannes mit großer Anstrengung. Der Pfarrer ging auf so ein gutes Bulletin hin ans Fenster und rief hinunter: „Liebe Leute, unser Kaplan geht es schon besser. So zieht ruhig nach Hause und laßt euren Kleinen beim Nachtgebetein, daß sie ihm eines ihrer hübschen,

unschuldigen Vaterunser schenken!“ „Es geht besser!“ — Brang! — „Neht so!“ schreit es unten hin und wieder. „Herr Kaplan, recht gute Besserung!“ ruft einer. Diese Stimme! — das ist der Biße im Schulrat.

„Gute Besserung!“ brüllt jetzt ein Dausen wilder Buben. Da zwischen ein großes zufriedenes Volksbrummen und ein paar Warner: „Pfl! Nicht so laut! — Gute, gute Besserung!“

„Sehen Sie, welch ein liebes Volk, da muß man ja gesund werden“, spricht der Pfarrer in die Kammer hinein. Dann winkt er aber mit der Hand übers Gesimse hinaus und lächelt so schelmisch, wie es nur rosbadige, greife, behagliche Pfarrherren vermögen.

Da hängt es an, unten an der Pfarrkirche, damit es nicht so laut wird und etwa zu stark aufregt: die Blechmusik spielt!

Es ist eine alte Radweiser Weise. Schon die Uragroßväter mußten nicht, woher sie stamme, nur daß sie hier noch allein dabeim ist. Sonst kennt sie kein Dorf und kein Gemeindevolk, und der Radweiser Organist hütet die vergilbte Partitur wie ein Drache, ich kann's nicht anders sagen. Diese Melodie! Nicht Jodel, nicht Tanz, nicht Marsch und doch von allem etwas und Klingt immer feiertäglich. Am Gallustag und am eidgenössischen Vettag und an Datern, wenn man endlich wieder die Glocken läuten darf, spielt man diese seltsame Weise. Seit geschicht's als großartige, ehrende Ausnahme. Man möchte sagen, es sei halb Volkslied, halb Psalm, warum man das Stück in der Kirche spielen kann, aber auch auf dem Schießplatz und an der Dorfsilbi. Es wagt jetzt auch sehr gut vor die Fenster eines schwerkranken Kaplans.

Professor Bonat, die alte Turmbekrönung und vor allem die durch die Kölner Volkslage bekannten Pferdeköpfe im Fenster des Oberstods in den Neubau übernommen.

Die Bedeutung Kölns als Handels- und Umschlagplatz weiterhin zu heben, hat die Stadtverwaltung eine ganz neue Segend zu Sefenzwecken erschlossen, nämlich im Norden der Stadt bei Niehl. Diese Anlagen, die vor allem der Braunkohlenindustrie dienen sollen, umfassen eine Fläche von 142 Hektar; ein Industriegebiet von 460 Hektar schließt sich an, auf dem sich unter anderem bereits eine nach neuesten Prinzipien produktiv arbeitende Müllverwertungsanstalt der Stadt Köln erhebt.

Hand in Hand mit der Sorge für die Sebung von Handel und Industrie geht die Sorge für Volkshygiene. Dazu gehört vor allem die Erstellung gesunder, billiger Wohnungen. Ueberall an der Peripherie der Stadt entstanden so seit Kriegsende gewaltige Siedlungs-komplexe, die den Forderungen nach Licht, Luft und Sauberkeit auch in der kleinsten Wohnung so weit wie nur möglich entgegenkommen.

Die Entfestigung Kölns nach dem Kriege machte das ganze Fortifikationsgelände verwendbar; es ist ein Dienstadt der Stadtverwaltung, daß hier nach den großzügigen Plänen von Professor Fritz Schumacher ein einheitlicher Bebauungsplan durchgeführt werden konnte, der durch ausgedehnte Grünanlagen im doppelten Umkreis der bisherigen Festungswälle bis fast an die Ringstraßen heran Luft und Sonne, also reichste Erholungsmöglichkeit für Groß und Klein heranträgt. Im Bereich des äußeren Grüngürtels liegt dann auch, unmittelbar an den Stadtwald angeschlossen, das Stadion, mit seinen 50 Hektar, eine der größten Sportanlagen in Deutschland. Kampfplätzen für die verschiedensten Sportarten, Anlagen für Hockey und Tennis, eine ausgedehnte Schwimmbahn, Licht- und Luftbäder, Reitturplatz und Spielwiesen liegen hier verbunden durch prächtige Anlagen zusammen. Vieles ist es in diesen Zusammenhängen ganz interessant, zu wissen, daß die Stadt Köln insgesamt 93 Turnhallen, 6 Schwimmbädern, 87 Fußballplätze, 19 Laufbahnen, 7 Hockey- und Golfplätze, 95 Tennisplätze und 2 Reitbahnen unterhält.

Und auch auf der rechten Rheinseite hat man aus dem Fortfall der Befestigungsanlagen mit sicherm Blick für das Praktische und begeistert von der Idee neuen Aufbaus die Konsequenzen gezogen. Wer früher die Aussicht auf das unvergleichliche Kölner Stadtbild genießen wollte, der ging auf den Deutzer Bahnhof; das war hierzu der einzig mögliche Ort; denn das übri-ge Ufer war teils von Bahndämmen, teils von Festungsanlagen eingenommen. Heute hat man es schöner und bequemer. Der Deutzer Bahnhof ist nach rückwärts verlegt worden, und von der Hängebrücke an bis zum Mühlheimer Industrie-hafen hin dehnt sich ein herrliches Parkgelände, das zum Teil unter geschickter Benutzung der alten Festungswerke hier in kurzer Zeit angelegt wurde. Schnell hat sich dieser Spaziergang und Aufenthalt bei den Kölnern eingebürgert, die von hier aus den Ausblick auf ihre geliebte Stadt bei Erholung in der frischen Rheinluft doppelt genießen.

Dieser Rheinpark aber umschließt den riesigen Komplex der Messe- und Ausstellungsgebäude, die den verschiedensten Veranstaltungen dienen und auch eine Anzahl ständig benutzter Versammlungs- und Konzertsäle enthalten, deren größter annähernd 5 000 Personen zu fassen vermag. Daß mit der Errichtung dieser großzügigen Anlage nun auch die Frage eines großen Restaurant unmittelbar am Rheinufer endlich gelöst wurde, bedarf kaum einer Erwähnung.

Mander alter Kölner wird sich an die Kaiserliche Kaserne erinnern, die ein hübsches müßig und pedantisch, aber doch hübschvoll am rechten Stromufer lag. Nun, sie existiert noch; aber sie ist nicht wieder zu erkennen. Denn unter der Leitung des Architekten Ripban wandelte sie sich zu einem köstlichen, schloßartigen Museumsbau, und der von niedrigeren Stallobauten umfäumte Hof, auf dem einst stramme Kavalleristen exerzierten, ist heute mit freundlichen Gartenanlagen zum behaglichen Ruheplätzchen ermüdeter Ausstellungsbesucher geworden.

Köln regt sich, Köln wächst. Und seine Stadtverwaltung sorgt dafür, daß alle Teile gleichmäßig entwickelt werden und ohne Einengung sich entfalten. So trägt man neben der Pflege der ständigen Einrichtungen auch Sorge für wechselnde Veranstaltungen. Seit 1924 ist Köln Mesfestadt. In den Gebäuden des Rheinparks finden halbjährlich Frühjahrs- und Herbstfesten statt, in denen vor allem Textilien u. Möbel, doch auch manche andere Handelszweige vertreten sind und die sich bei der Geschäftswelt recht gut eingebürgert haben. Auch die Gastwirts- und Funkmessien, die Messen, die landwirtschaftlichen Ausstellungen ziehen viele Interessenten heran.

Nein, Köln ist nicht stehen geblieben, nicht rückständig geworden, trotzdem es eine alte Stadt ist. Denn vielleicht gerade deswegen. Ober eben der starke Geist seiner kulturellen und wirtschaftlichen Ueberlieferung ist es ja wohl gewesen, der den Kölner Bürgern und ihrem weitshauenden, katenfrohen Führer, dem Oberbürgermeister Dr. Adenauer, den Blick geweitet hat für die Forderungen aus einer neuen und anders gearteten Zeit. Das stolze Bewußtsein, ein großes Erbe verwaltet zu müssen, hat den Willen geformt und den Unternehmungsgestalt befeht; so vermochte Köln, wie wenige Städte außer ihm, altes Kulturgut zu erhalten, und trotzdem mit allen Gliedern machtvoll hineinzuwachsen in eine neue Zeit.

Dr. Luise Strauß-Erfst.

Köln

Seltam. — wer eine Weile fern von Köln lebt und sich an die Vaterstadt zurückzuerinnern möchte, dem wird, mag er nun in der Reuestadt oder in der Altstadt genohnt haben, meist zuerst das „alte“ Köln einfallen. Da sieht er das Gewirr der vielen Türme und Giebelbäder vor sich, wie es sich vom Rhein aus darbietet, die Fläche des ziehenden Stromes selbst, die winkligen Gäßchen in der Gegend um das Rathaus herum, aus denen sich die gewaltigen Domtürme emporschauen; an die Sobelstraße denkt er, mit ihrem Menschengewühl und den bunten Läden und ganz gewiß auch an den guten alten Neumarkt, auf dem alljährlich der Karnevalszug sich versammelt, um unter Jubel, Musik und Paukenschlag durch die all zu engen Straßen der Festungsstadt sich hindurchzuzwinden.

Wenn uns so ein alter Kölner im Kreis der Freunde von diesen Büchern seiner Kindheit berichtet, dann mögen manche, die „modernen“ Städten entstammen, wohl verächtlich die Nase rümpfen, weil der „alte Kram“ und die Tradition eben nicht sehr hoch in Kurs stehen. Aber dann wird gewiß der Kölner, der sich nicht verblüffen läßt, schleunigst einpringen und den erstaunten Zuhörern nachweisen, daß Köln trotz seiner fast zweitausendjähri-

gen Geschichte keinen Dornröschenschlaf pflegt, sondern daß es wach und bewußt mit der Zeit gegangen ist. Fangen wir einmal mit dem Rhein an, der ja nun doch einmal das Herz der Stadt und die große Liebe eines jeden richtigen Kölners ist. Vier Brücken führen heute über den Strom; die Sobenzollenerbrücke und die Südrbrücke vom Neumarkt aus die Hängebrücke, deren prächtiger Bogenschwung von d. Giergenstraße aus hinreichend wirkt. Und als vierte Brücke ist die Kölner Mülheimer in vergangenen Jahren fertig geworden; sie spannt sich an Stelle der früheren Mülheimer Schiffsbrücke und stellt, ganz ohne Strompfeiler, die weiteste Kabelspannung über einen europäischen Strom dar.

Von wichtigen Einzelbauten, die in den letzten Jahren entstanden, sei das Hochhaus am Sanierung er-möglicht, das in seinen 17 Stockwerken Büro- und Geschäftsbetriebe aufnimmt. Verschiedene Geschäftspaläste, von bedeutenden Architekten erbaut, finden sich an allen Stellen der Altstadt; auch das Hotel Vösch hat einen Bürohaus, von Bruno Paul erbaut, weichen müssen und das alte, sehr häufig besuchte Neumarkt steht nicht mehr; doch hat der Erbauer,

gen Geschichte keinen Dornröschenschlaf pflegt, sondern daß es wach und bewußt mit der Zeit gegangen ist.

Fangen wir einmal mit dem Rhein an, der ja nun doch einmal das Herz der Stadt und die große Liebe eines jeden richtigen Kölners ist. Vier Brücken führen heute über den Strom; die Sobenzollenerbrücke und die Südrbrücke vom Neumarkt aus die Hängebrücke, deren prächtiger Bogenschwung von d. Giergenstraße aus hinreichend wirkt. Und als vierte Brücke ist die Kölner Mülheimer in vergangenen Jahren fertig geworden; sie spannt sich an Stelle der früheren Mülheimer Schiffsbrücke und stellt, ganz ohne Strompfeiler, die weiteste Kabelspannung über einen europäischen Strom dar.

Von wichtigen Einzelbauten, die in den letzten Jahren entstanden, sei das Hochhaus am Sanierung er-möglicht, das in seinen 17 Stockwerken Büro- und Geschäftsbetriebe aufnimmt. Verschiedene Geschäftspaläste, von bedeutenden Architekten erbaut, finden sich an allen Stellen der Altstadt; auch das Hotel Vösch hat einen Bürohaus, von Bruno Paul erbaut, weichen müssen und das alte, sehr häufig besuchte Neumarkt steht nicht mehr; doch hat der Erbauer,

gen Geschichte keinen Dornröschenschlaf pflegt, sondern daß es wach und bewußt mit der Zeit gegangen ist.